

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 M., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauhaer Straße 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18 000.

**Inserate** kosten die 7gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— M., jedes Tausend, bei Zellaufgabe 5.— M. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauhaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4590 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Die preussische Regierung erließ eine Ministerialverfügung, die der Zerspaltung der Krankenversicherung durch Gründung von Landkrankenklassen die Wege zu ebnen versucht.

Bei einem Zusammenstoß des Dampfschiffs Hesse mit einem Torpedoboot wurden drei Matrosen getötet.

In Zürich sind die ersten Ausweisungen erfolgt; fünf Gewerkschaftssekretäre müssen über die Grenze; die Ausweisung einer großen Anzahl von Funktionären steht noch bevor.

Der türkische Sultan richtete eine Botschaft an das Meer, in der er die Offiziere zur Unterwerfung und Disziplin auffordert.

Ein Vertreter des französisch-marokkanischen Komitees vertritt die Meinung, daß zur „Beruhigung“ Marokkos die Entsendung weiterer 25 000 Mann Truppen notwendig ist.

## Nach dem Generalstreik in Zürich.

Leipzig, 20. Juli.

Die beispiellose Hehe, welche vom Züricher Bürgertum unter gehorsamer Assistentz der Regierung seit dem Generalstreik gegen die Klassenbewußte Züricher Arbeiterschaft betrieben wird, scheint einstweilen noch munter weitergehen zu wollen. Den beiden von uns gemeldeten Verhaftungen der Genossen Platten und Schaffroth sind inzwischen sechs weitere Festnahmen gefolgt. Von diesen Verhafteten sind vier Mitglieder des Vorstands der Arbeiterunion, nämlich die Genossen Lehrer Böschstein, Schubert, Bertrand und Mütt, ferner wurden hinter Schloß und Riegel gebracht der gewerkschaftliche Sekretär der Arbeiterunion, Genosse Max Bod und der italienische Sekretär Genosse Pellinzoni (beides Ausländer). Von den Verhaftungen wurden die gegen Schweizerbürger, mit Ausnahme der Genossen Platten und Schaffroth, allerdings nicht aufrechterhalten. Die Verhaftungen und Strafuntersuchungen gegen die angeblichen „Rädelsführer“ erfolgten auf Grund des Ausrührparagrafen des Züricher Strafgesetzbuchs, der folgendermaßen lautet:

Wenn eine größere Anzahl von Personen sich öffentlich zusammenrottet und die Absicht an den Tag gelegt hat, eine gewaltsame Veränderung der Verfassung des Kantons Zürich herbeizuführen oder mit Gewalt die verfassungsmäßige Staatsgewalt aufzulösen, so machen sich diese Personen des Ausrührs schuldig.

Ebenso wird es als Ausrühr bestraft, wenn solche Zusammenrottungen die Absicht kundgegeben haben, sich den verfassungsgemäß bestellten Behörden mit Gewalt zu widersetzen, um entweder eine Verfügung oder die Zurücknahme einer getroffenen Verfügung zu erzwingen oder deren Vollzug zu hindern oder wegen einer Amtshandlung Nachse zu nehmen.

Die Strafe, die für den Tatbestand des Ausrührs vorgesehen ist, lautet in Minimum auf zwei Jahre Gefängnis. Man sieht, die Züricher Regierung und

Klassenjustiz will gleich ganze Arbeit machen. Für jeden Menschen mit gesunden fünf Sinnen ist es jedoch ohne weiteres klar, daß die Anklage wegen Ausrühr gegenüber den Leitern oder Teilnehmern des Generalstreiks jedes rechtlichen Halts entbehrt und es sich im besten Falle um eine ebenso frivole als lächerliche Justizkomödie handeln kann, falls wirklich in der Folge versucht werden sollte, den Ausrührparagrafen zur Anwendung zu bringen. Wäre es möglich, die Teilnehmer an einem Generalstreik wegen des Ausrührparagrafen ins Gefängnis zu bringen, so müßte das gleiche auch bei jedem partiellen Streik geschehen, wo es sich um genau denselben Tatbestand handelt. Für die traurige Entartung der schweizerischen bzw. zürcherischen Demokratie ist es aber überaus bezeichnend, daß ihre Handlanger auf den Regierungssesseln überhaupt auf den wahrnehmbaren Gedanken kommen konnten, in diesem Fall mit dem Ausrührparagrafen in Aktion zu treten. Die zürcherische Arbeiterschaft und speziell die zunächst Betroffenen sehen der famosen Justizaktion selbstverständlich mit kühler Ruhe entgegen. Der schließliche Effekt, mag es nun so oder anders kommen, wird eine ganz bedeutende Stärkung der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen auf dem Plage Zürich sein.

In ihrer Raserei haben die Züricher Polizei- und Regierungsbehörden sogar zu dem hier bis dato unbekanntem Mittel der Verletzung des Postgeheimnisses und der Pressefreiheit gegriffen, indem sie die Korrespondenz eines in Zürich wohnenden Parteigenossen an ein deutsches Parteiblatt beschlagnahmen und öffnen ließen. Die telephonischen Gespräche der Züricher Arbeiter- und Gewerkschaftssekretariate werden ferner seit Montag polizeilich überwacht. Daß im Volkshaus in Zürich eine polizeiliche Hausdurchsuchung nach „Geheimdokumenten“ über den Generalstreik stattfand, wobei alles zu unterst und oberst geleistet wurde, während rings ums Volkshaus ein ganzes Bataillon Infanterie postiert war, dürfte bereits bekannt sein. Der Ertrag dieser Haupt- und Staatsaktion entspricht indessen auch nicht entfernt den hochgespannten Erwartungen und Hoffnungen ihrer Urheber.

Gegen die Angestellten und Arbeiter der Stadt Zürich, die bekanntlich beinahe vollständig am Generalstreik teilnahmen, ist inzwischen ebenfalls der längst angekündigte Hauptschlag erfolgt. Der Stadtrat (Magistrat) der Stadt Zürich hat am Donnerstag folgende Beschlüsse bezüglich der Beteiligung der städtischen Arbeiter und Angestellten am Generalstreik gefaßt:

1. Angestellte und Arbeiter, die sich am Generalstreik beteiligt haben, ohne durch Dritte hierzu gezwungen worden zu sein, erhalten für den Tag des Generalstreiks keinen Lohn, solche, über die bereits früher wegen erheblicher Verfehlungen Disziplinarstrafen verhängt worden sind, werden überdies, soweit es auf Amtsdauer gewählte Angestellte betrifft, ins Provisorium, soweit es sich um ständige Arbeiter handelt, zu den nichtständigen Arbeitern versetzt, soweit Tagelohnarbeiter in Frage kommen, wird deren Probezeit um ein halbes Jahr verlängert, ferner wird ihnen für den Fall weiterer Verfehlungen die Kündigung angedroht.

2. Alle streikenden Angestellten und Arbeiter, die durch Gewalt, Drohung oder Beschimpfung andre städtische Angestellte und Arbeiter an der Erfüllung ihrer Dienstpflicht verhinderten oder zu

verhindern suchten, trifft an Stelle der Mißvernehmung die sofortige Entlassung aus dem städtischen Dienste, mit Lohnzahlung bis Ende Juli 1912.

Für besonders geartete Fälle bleiben besondere Anordnungen vorbehalten. Rapporte der einzelnen Dienstabteilungen über das Verhalten der städtischen Angestellten und Arbeiter während des Generalstreiks werden gemäß § 64 des Reichspflegergesetzes der Justizdirektion zuhänden der Staatsanwaltschaft eingereicht.

Mit dieser rigorosen Maßregelung, die der Züricher Stadtrat auf Befehl des Regierungsrats verfügt hat, wird praktisch natürlich nichts weiter erreicht werden, als eine tiefgehende Erbitterung unter den davon direkt und indirekt Betroffenen, die bei erster Gelegenheit noch in ganz anderer Weise zum Ausbruch kommen dürfte, als am 12. Juli d. J., dem demütigsten Tage des Züricher Generalstreiks.

Zunächst werden die „bestraften“ Gemeindegewerkschaften, die an ihnen vollzogene Infamie des faktischen Koalitionsrechtsraubs mit dem sozialdemokratischen Stimmzettel in der Hand quittieren, soweit sie nicht schon bisher sozialdemokratisch wählten.

Unter den Sühneakten, die der Züricher Regierungsrat weiter in Aussicht genommen hat, steht an erster Stelle die Massenausweisung „lästiger Ausländer“ nach preussischem Muster. Wie aus gutunterrichteter Quelle verlautet, soll die Liste der Auszuweisenden, die auf der Regierungskanzlei längst parat liegt, rund 200 Namen tragen. An der Spitze dieses kostbaren Dokuments schweizerischer Regierungswissenschaft finden die Namen der in Zürich tätigen zentralen und lokalen Gewerkschaftssekretäre. Die Lüden, die dadurch in der Leitung der schweizerischen Arbeiterbewegung entstehen, dürften aber schneller ausgefüllt sein, als die rachschnaubende Bourgeoisie sich träumen läßt.

## Abbrückerung.

In der Jahrtausende langen Geschichte der Ausbeutung, die in den bürgerlichen Geschichtsbüchern die Geschichte der Zivilisation heißt, nimmt das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der kapitalistischen Großindustrie, eine besondere Stellung ein. Nie vorher hat die Ausbeutung einen so hohen Grad erreicht; unermessliche Goldströme fließen den bestehenden Klassen aus der Arbeit ihrer Lohnsklaven zu. Das haben sie in erster Linie der gewaltig gestiegenen Produktivität der Arbeit zu verdanken; weil mit unfern vorzüglichen Maschinen und vollendeten wissenschaftlichen Methoden die für eine Familie pro Tag notwendigen Lebensmittel in immer weniger Stunden produziert werden können, und weil die Zeit der Mehrarbeit, worin die Arbeiter über ihren Lebensunterhalt hinaus Reichtümer für die Kapitalisten produzierten, immer größer geworden ist. Aber dabei ist es nicht geblieben. Die Entwicklung der Technik hätte die Möglichkeit geboten, den Arbeitern immer mehr Ruhe und Bequemlichkeiten zu bieten und trotzdem dem Kapital große Mehrwertmassen zuzuführen zu lassen. Aber in Wirklichkeit hat das umgekehrt stattgefunden: so unerträglich und mächtig war die Profitgier des Kapitals, daß in keiner früheren Epoche die Arbeitskraft des Proletariats so furchtbar angespannt worden ist, als gerade in der Epoche der höchsten Produktivität der Arbeit.

## Feuilleton.

### Das rote Zimmer.

Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerverleben.  
Von August Strindberg.

14) [Nachdruck verboten.]

Falk fühlte etwas Widriges in dem angebotenen Geschäft, aber es war ja noch nichts Unehrlisches in dem Vorschlage, und er erhielt ja Arbeit bei dem einflussreichen Mann; und alles im Handumdrehen, ohne jede weitere Anstrengung. Er dankte und nahm an.

— Sie kennen doch das Format? Hier Werkzoll die Seite macht vierzig Werkzoll zu je zweiunddreißig Zeilen. Na! Wir schreiben vielleicht einen kleinen Zettel!

Smith schrieb einen Zettel, und Falk unterschrieb.

— Na also! Hören Sie jetzt, Sie kennen doch die schwedische Geschichte! Sehen Sie, dort auf dem Ständer wieder! Da liegt ein Klischee, ein Holzstock! Rechts! Na! Können Sie mir sagen, wer die Dame ist? Es soll eine Königin sein!

Falk, der anfangs nichts anderes sehen konnte als ein schwarzes Holzstück, entdeckte schließlich einige menschliche Züge und erklärte, er glaube, es sei Ulrike Eleonore.

— Sagt ichs nicht? Hihhihi! Der Kloß ist als Königin Elisabeth von England benutzt worden und hat in einem amerikanischen Volksbuch gestanden, und jetzt habe ich ihn für billigen Preis mit einem Haufen unzähliger anderer ge-

kriegt. Ich lasse ihn als Ulrike Eleonore in meiner Volksbibliothek mitlaufen. Ein gutes Volk haben wir; es läuft so nett meine Bücher. Na! Wollen Sie den Text schreiben, Herr?

Falls sein ausgebildetes Gewissen konnte kein eigentliches Unrecht darin finden, trotzdem seine Gefühle sehr unangenehm berührt waren.

— Na! Dann schreiben wir einen kleinen Zettel! Sechszehn Seiten Oktav zu je drei Werkzoll zu je vierundzwanzig Zeilen. So!

Und es wurde wieder geschrieben!

Da Falk jetzt die Audienz für beendet ansah, machte er eine Miene, sein Manuskript zurückhaben zu wollen, auf dem Smith die ganze Zeit gefessen hatte. Der aber wollte es nicht aus den Händen lassen; er würde es schon lesen, aber es könne einige Zeit darüber vergehen, erklärte er.

— Na, Sie sind ein verständiger Mann, Herr, und wissen, was die Zeit wert ist. Hier war eben ein junger Mann, auch mit Versen, mit einem großen Werk in Versen, das ich nicht verwerfen kann. Na, ich habe ihm daselbe angeboten, was ich Ihnen anbot, Herr; wissen Sie, was er sagte? Er bat mich, etwas zu tun, das ich nicht wiedererzählen kann. Ja! das sagte er und dann lief er davon. Er wird nicht lange leben, dieser Mann! Adieu! Adieu! Sie verschaffen sich doch den Hoka Spegel! Na! Adieu, adieu!

Smith zeigte mit dem Pfeifenstiel nach der Tür, und Falk entfernte sich.

Seine Schritte waren nicht leicht. Der Holzstock war schwer, wie er da in seiner Rocktasche lag; er zog ihn zu Boden, er hielt ihn zurück. Er dachte an den blassen jungen

Mann mit dem Manuskript, der so was Smith zu sagen gewagt hatte, und wurde hochmütig. Dann aber tauchte die Erinnerung an alte väterliche Ermahnungen und Ratssätze auf, und da kam die alte Lüge zum Vorschein, alle Arbeit sei gleich achtungswert, und hielt ihm seinen Hochmut vor; seine Vernunft wurde gefangen und er ging nach Hause, um 48 Werkzoll Ulrike Eleonore zu schreiben.

Da er früh aufgestanden war, sah er bereits um neun Uhr am Schreibtisch. Er stopfte sich eine große Pfeife, nahm zwei Bogen Papier, wischte seine Stahlfedern aus und wollte sich erinnern, was er über Ulrike Eleonore wußte. Er schlug bei Eksted und Fryxell nach. Da stand viel unter der Rubrik Ulrike Eleonore, von ihr selbst aber stand fast nichts. Am halb zehn hatte er den Stoff erschöpft; er hatte aufgeschrieben, wann sie geboren war, wann sie starb, wann sie die Regierung antrat, wann sie abankte, wie die Eltern hießen und mit wem sie verheiratet war. Es war ein ordnärer Auszug aus einem Kirchenbuch — der füllte nicht mehr als drei Seiten — blieben also noch dreizehn übrig. Er rauchte einige Pfeifen. Er grub mit der Feder im Tintenfaß, als fische er nach Midgardshlangen, es kam aber nichts heraus. Er mußte sich über ihre Person äußern, eine leichte Charakteristik geben; er hatte das Gefühl, ein Urteil über sie aussprechen zu müssen. Sollte er sie loben oder sie heruntersuchen? Da er in dieser Frage indifferent war, konnte er sich für keins von beiden entscheiden, bis die Uhr elf war. Er machte sie herunter — und war am Ende der vierten Seite — blieben noch zwölf. Da war guter Rat teuer. Er wollte über ihre Regierung sprechen, da sie aber nicht regiert hatte, so war nichts darüber zu sagen. Er schrieb über den Rat — eine Seite — blieben elf; er rettete die Ehre des

Nach dem Wesen des Lohnverhältnisses bekommt der Kapitalist durch den Arbeitsvertrag die Verfügung über die Arbeitskraft des Arbeiters. Er kann ihn für sich arbeiten lassen, bis seine Arbeitskraft erschöpft ist. Aber wo liegt diese Grenze? Die Arbeitskraft eines Menschen ist kein starres, festbegrenztes Ding; sie ist dehbar, je nach dem äußeren oder inneren Zwang, der angewandt wird. Ohne diesen Zwang wird der Mensch mit Arbeiten aufhören, wenn er müde ist — das wäre der menschlichen Natur wohl am meisten entsprechend. Hängt sein Lebensunterhalt davon ab, so wird er jedoch trotz der Müdigkeit weiterarbeiten. Theoretisch wird die Arbeitskraft, worauf das Kapital Anspruch erheben kann, durch die Bedingung begrenzt, daß die Gesundheit des Arbeiters nicht durch Uebermüdung dauernden Schaden nimmt, so daß er jeden Tag, nach Arbeit und Ruhe, wieder genau so kräftig ist wie vorher. Aber das Kapital hat sich an diese Grenze nicht gestört.

Allerdings, solange ihm die Macht fehlte, mußte er sich bescheiden. Solange die Manufaktur herrschte, waren die Arbeiter nicht zur völligen Willenlosigkeit herunterzudrücken; trotzig boten sie den Versuchen zur Verlängerung der Arbeitszeit Widerstand. Mit der Einführung der Maschinen wurde dieser Widerstand gebrochen. Die zahllosen, von neu erfundenen Maschinen verdrängten Arbeiter mußten machtlos jede Arbeitsbedingung akzeptieren; die scheinbare Leichtigkeit der Arbeit, die gestattete, ein williges Arbeitsmaterial von Frauen und Kindern einzustellen, gestattete auch, die Arbeitsdauer immer mehr zu verlängern. Die Notwendigkeit, viel Mehrwert anzuhäufen und die neuen Maschinen schnellstens aufzubringen, bevor sie durch neue Erfindungen überholt wurden, trieb die Fabrikanten dazu, jene Möglichkeit auch zur Wirklichkeit zu machen. So führte das Emporkommen der Großindustrie zu maßlos langen Arbeitszeiten. Wenn die notwendige Arbeitszeit, worin der Arbeiter den Wert seines eignen Lohnes erzeugt, etwa 6 Stunden ist, macht es für den Kapitalisten einen großen Unterschied, ob die Arbeitszeit 10 oder 14 Stunden pro Tag ist; die Mehrarbeitszeit, auf die es für ihn ankommt, ist im zweiten Falle doppelt so lang wie im ersten.

Das Kapital gibt auf die Frage, auf wieviel Arbeitskraft es Anspruch hat, die Antwort: auf soviel, wie sich mit allen Pressionsmitteln in einem Tage flüssig machen läßt. Die menschliche Natur ist so elastiisch, daß sie, über das normale Maß hinaus Arbeit liefern kann — aber nicht ohne dauernden Schaden. Die langen Arbeitszeiten von 12, 14, sogar 16 Stunden bedeuteten einen furchtbaren Raub an der Arbeitskraft des Proletariats; durch Erschöpfung und ungenügende Ruhe wurden Gesundheit, Körperkraft und Geistesfrische zerrüttet, die Lebensdauer verkürzt und die Lebenskraft der arbeitenden Bevölkerung an ihrer Wurzel angegriffen. So schlimm bedrohte die Entartung des Proletariats die Grundlagen der englischen Industrie, daß die Regierung mittels Arbeiterchutzgesetzes einschreiten mußte. Von dem Augenblick an, daß die verheerende Wirkung der langen Arbeitszeit allzu deutlich wurde, geht eine umgekehrte Bewegung ein. Statt einer stetigen Verlängerung der Arbeitszeit, wie in der ersten Zeit der Großindustrie, findet eine stetige Verkürzung der Arbeitszeit statt. Mehr noch als die widerwilligen Gesetzgebungen wirkt die wachsende Organisation der Arbeiter; mit ihrer steigenden Macht geht im stetigen Ringen die Arbeitszeit von 12 auf 11 und 10 Stunden, vielfach auch auf 9 Stunden zurück, und sogar die Lösung des Achtstundentags ist für manche Arbeiterschicht keine entfernte Utopie mehr.

Aber diese Entwicklung ist nicht einfach eine rückläufige Bewegung zum alten Ausgangspunkt. Das Kapital hat nichts dabei verloren, nichts von seiner einmal errungenen Position aufgegeben. Denn in demselben Maße, wie die Arbeitsdauer verringert wurde, stieg zugleich die Intensität der Arbeit.

Auch vorher hatte die Intensität der Arbeit sich schon allmählich gehoben. Solange der Mensch das Werkzeug führte, war das Tempo seiner Arbeit dem eignen Willen unterworfen; er rastete oder arbeitete bald rascher, bald langsamer, je nachdem äußerer Zwang und innere Neigung ihn bestimmten. Den Trieben seiner Natur überlassen ist seine Tätigkeit wie bei jedem lebenden Wesen, der Natur eine Maschine entgegengesetzt, unregelmäßig und voll freier Willkür und kein Druck des Kapitals konnte unter der Manufaktur diese menschliche Natur umwandeln. Das gelang erst der Maschine. Er ist nicht Meister, sondern Diener, Ge-

hilfe der Maschine; sie reizt ihn mit und zwingt seine widerwilligen Glieder, sich ihrem regelmäßigen Gang anzupassen. Es geht nicht ohne Qual und Widerstand, wie jede Vergewaltigung der Natur, aber es geht. Die Arbeit an der Maschine muß eingeübt werden; erst allmählich, insolge stetiger Dressur gelingt das, und damit steigt auch die Intensität der Arbeit. Das ist der Prozeß, der in der ersten Zeit der Großindustrie neben der Verlängerung der Arbeitszeit vor sich ging, als ein kaum bemerkter Teil der allgemeinen Unterwerfung und Versklavung des Proletariats unter die Macht von Kapital und Maschine. Eine Grenze fand diese Steigerung der Arbeitsintensität erst dort, wo die Möglichkeit einer strammeren Dressur durch die wachsende Ermüdung unterbunden wurde.

Mit der Verringerung der Arbeitszeit wird die Bahn für eine weitere Steigerung der Intensität der Arbeit freigemacht. Wird durch ausreichende Ruhe der Körper gestärkt und der Geist frischer, so kann die Aufmerksamkeit sich mehr konzentrieren, jede Bewegung wird rascher, energischer, die ungewollten Pausen verschwinden, der Wille bleibt gespannt — so wird es möglich, in kürzerer Zeit gleichviel zu produzieren, wie vorher in längerer Zeit. Ja, noch mehr: die Gesamtmasse der Arbeitskraft, die pro Tag dem Kapital zur Verfügung steht, ist gestiegen, weil die Hauptursache der langsameren Arbeit früher, die viel zu kurze Zeit zum Ruhen und Schlafen, zu einem guten Teil beseitigt ist. Daß diese ganze Arbeitskraft wirklich abgegeben wird, dafür sorgen raffiniert ausgelegte Lohnformen, von dem einfachen Akkordlohn bis zu den modernen amerikanischen Systemen, die die Kraft des Arbeiters bis zur äußersten Grenze seiner Leistungsfähigkeit ausschöpfen. Gegen die primitiv-barbarischen Methoden aus der ersten Zeit der Großindustrie, als man sich die ganze Arbeitskraft des Arbeiters nur durch unsinnige Arbeitszeiten von 14 Stunden und länger anzueignen wußte, und damit die Lebenskraft des Volkes rücksichtslos vergeudete, steht die moderne Methode der kurzen Arbeitszeit und hohen Arbeitsintensität wie eine vernünftig-raffinierte Ausnutzung der proletarischen Arbeitskraft ab. Die Ausbeutung ist nicht geringer, sondern rationeller geworden.

Man hat diese Entwicklung der Intensität der Arbeit bisweilen mit der gleichzeitigen Entwicklung der Produktivität der Arbeit verglichen. Für den Kapitalisten kommen sie auch so ziemlich auf dasselbe hinaus; beide bewirken sie, daß die zur Produktion des Lebensunterhalts notwendige Arbeitszeit auf immer weniger Stunden herabfällt, das Gebiet der Mehrarbeit also immer mehr steigt. Aber die erste Entwicklung findet auf Kosten der Arbeiter statt, die zweite nicht. Die zweite hat einen Zukunftswert, die erste nicht. Die Steigerung der Produktivität der Arbeit baut die Zukunft der Menschheit auf; sie ist ein Gewinn, der nie wieder verloren geht und den die künftigen Geschlechter als die einzige Lichtseite des 19. Jahrhunderts rühmen werden. Dagegen werden sie die furchtbare Abwanderung des Proletariats in diesem Jahrhundert nur als ein erstaunliches Beispiel dafür ansehen, wieviel die menschliche Natur aushalten kann, ohne zusammenzubrechen. Kein bleibender Gewinn für die Menschheit steckt darin, daß die Feder der menschlichen Spannkraft durch die maßlose Profitgier des Kapitals bis zur äußersten Grenze belastet wird, die sie gerade noch erträgt, ohne zugrunde zu gehen. Der Sozialismus, der die Produktivität der Arbeit über das heutige Maß enorm steigern wird, wird zugleich die arbeitende Menschheit von dieser unerträglichen Ueberlastung ihrer Kraft befreien. Für das Proletariat wird er nicht nur das Zeitalter des Ueberflusses, nach den Jahrhunderten des Elends, sondern auch das Zeitalter der Ruhe nach dem Jahrhundert der Abwanderung sein.

## Gewerkschaftsbewegung.

Das englische Minimallohngesetz in der Praxis.

Man schreibt uns aus London: Das Minimallohngesetz für Bergarbeiter, das greifbare positive Ergebnis des großen britischen Kohlenstreiks, ist nun seit geraumer Zeit in voller Wirksamkeit, alle Distrikteinigungsämter haben die Minimallöhne für die verschiedenen Arbeiterschichten festgesetzt, und so sind die Bergarbeiter jetzt in der Lage, aus praktischer Erfahrung sich ein Urteil über den Wert des Gesetzes zu bilden. Daß die Reform nicht alle Forderungen

befriedigt, um derenwillen die Bergarbeiter den Kiesenkampf unternahmen, ist selbstverständlich. Haben sie doch nach der Zubilligung der Vorlage durch die Regierung noch wochenlang den heftigsten Kampf geführt und ist doch die Vorlage schließlich gegen die Stimmen der Arbeitervertreter im Unterhause angenommen worden. Die Bergarbeiter waren damals abgeneigt, die Festsetzung der Minimallöhne dem freien Ermessen der Einigungsämter zu überlassen, und sie trugen auch gegen gewisse andre einschränkende Bestimmungen der Vorlage schwere Bedenken, weil sie fürchteten, daß durch sie der ganze Wert der Reform illusorisch gemacht werden könnte. Die Erfahrungen, die bisher mit dem Gesetz gemacht worden sind, haben das Mißtrauen der Arbeiter durchaus gerechtfertigt. Die festgesetzten Minimallöhne bleiben fast durchweg und in manchen Fällen ganz erheblich hinter den Forderungen der Arbeiter zurück, und es fehlt nicht an Grubenherren, die in dem Gesetz bequeme Handhaben zur Schikanierung der Arbeiter finden. Aber andererseits kann jetzt auch gesagt werden, daß die Selnerzeit von verschobenen Seiten herretene Ansicht, das Minimallohngesetz bringe den Bergarbeitern gar keinen Vorteil, sie würden möglicherweise noch schlimmer daran sein, als früher, kurz, daß der Generalkreiß mit einer Niederlage der Arbeiter geendet habe, sich als sehr schwarzseherisch erwiesen hat. Das Minimallohngesetz hat den Bergarbeitern im allgemeinen Verbesserungen gebracht, die sie jetzt gewiß sehr ungern vermissen möchten. Der Kiesenkampf hat sich, selbst an den zahlenmäßig berechenbaren unmittelbaren Vorteilen gemessen, durchaus gelohnt.

Zu dieser Schlussfolgerung berechtigt auch der Verkauf einer Deputation der Bergarbeiterführer der verschiedenen Distrikte beim Ministerpräsidenten Asquith, deren Zweck es war, auf die schweren Mängel des Gesetzes hinzuweisen, die sich in der Praxis herausgestellt haben, und eine baldige Revision des Gesetzes zu verlangen. Die Wortführer der Deputation waren Robert Smilie, Vizepräsident des Britischen Bergarbeiterverbands, Straker (Northumberland) und Hartsorn (Südwalles). Smilie führt vor allem Klage darüber, daß der Minimallohn für Tagelöhner von den meisten Distriktsämtern auf weniger als die geforderten 5 Schilling, in einem Falle sogar nur auf 4 Schilling 3 Pence festgesetzt worden ist, trotzdem der Ministerpräsident selber diese Forderung als durchaus billig erklärt und ausdrücklich angedeutet hatte, daß sie wohl in allen Fällen bewilligt werden würde. Dagegen sei der geforderte Minimallohn von 2 Schilling für Jugendliche in allen Fällen bewilligt worden. Auch der Minimallohn für Hauer sei nirgends ganz zufriedenstellend. Trotzdem das Gesetz vorschreibt, daß bei der Festsetzung des Minimallohnes der durchschnittliche Distriktslohn in Betracht gezogen werden müsse, haben alle Distriktsämter den Minimallohn beträchtlich unter dem Durchschnittslohn festgesetzt. Ferner, die Arbeiter haben darin eingewilligt, die alten und kranken Bergleute von der Geltung des Gesetzes auszunehmen. Aber anstatt die Regelung dieser Frage den Einigungsämtern zu überlassen, haben einzelne Grubendirektionen viele Bergleute nur unter der Bedingung wieder beschäftigt, daß sie schriftlich erklären, wegen Alters oder Schwäche auf den Minimallohn keinen Anspruch erheben zu wollen. In einem solchen Vorgehen erblicken die Arbeiter eine unstatthafte Umgehung des Gesetzes. Smilie schloß: Wir sind nicht gekommen, um dem Ministerpräsidenten zu sagen, das Gesetz sei ein absoluter Mißerfolg. Wir sind aber auch ebensowenig hier, um zu sagen, das Gesetz sei ein enormer Segen für die Arbeiter, oder daß es den Frieden in den Kohlenfeldern sichern werde. Wir werden das Gesetz ehrlich und billig auf die Probe stellen, aber wir glauben, daß große Wachsamkeit im Interesse der Arbeiter notwendig ist.

Straker wies darauf hin, daß die Arbeiter bereit waren, die Geltung des Minimallohnes von der Leistungsfähiger und regelmäßiger Arbeit abhängig zu machen. Das ist von den Vorstehenden einiger Einigungsämter so gedeutet worden, daß nur die Leistung von 80 Prozent, ja hier und dort sogar aller 100 Prozent der Arbeitsstunden zum Minimallohn berechtige. Hartsorn kritisierte die südwalleser Schiedsprüche. Das Gesetz habe den Arbeitern zwar Lohn-erhöhungen gebracht, aber nicht in dem Maße, wie sie gefordert hatten.

Ministerpräsident Asquith sollte in seiner Antwort zunächst dem verstorbenen Präsidenten des Bergarbeiterverbands, Edwards, einen Tribut. Er sei in jedem

Görh — eine Seite — blieben zehn. Er hatte noch nicht die Hälfte! Wie er diese Frau haßte! Neue Pfeifen, neue Stahlfedern! Er ging in der Zeit zurück, er gab einen Rückblick, und gereizt wie er war, riß er sein altes Ideal, Karl XII., in den Staub; das ging aber so flugs, daß dadurch nur eine einzige Seite zu den andern gelegt wurde. Rest neun! Er ging vor in der Zeit und haßte auf Friedrich I. ein. Eine halbe Seite! Er sah mit sehnsüchtigen Blicken aufs Papier herab, sah, wo der halbe Weg lag, konnte aber nie dahinkommen. Siebeneinhalb kleine Seiten hatte er noch fertig gekriegt, wo Esklund nur eineinhalb hatte. Er warf den Holzstoß auf die Erde, stieß ihn mit dem Fuße untern Schreibtisch, kroch hinter ihm her, holte ihn wieder, staubte ihn ab und legte ihn auf den Tisch. Welche Qualen! Er fühlte eine Trockenheit in seiner Seele, die dem Buchsbaumstod glich; er suchte sich zu Anständen hinauszuhrauben, die er nicht hatte; er versuchte Gefühle für die verstorbene Königin in sich zu erwecken, aber ihre langweiligen, in Holz geschnittenen Flügel machten denselben Eindruck auf ihn wie er auf den Holzstoß. Da sah er seine Unfähigkeit ein, und er fühlte sich verzweifelt, erniedrigt! Und diese Laufbahn hat er der andern vorgezogen! Er nahm seine Vernunft wieder gefangen und ging zum Schutengel über.

Der war ursprünglich für eine deutsche Gesellschaft verfaßt, die Nereus hieß, und enthielt in Kürze folgendes: Herr und Frau Schloß waren nach Amerika ausgewandert und hatten dort großen Landbesitz erworben, den sie, damit die Erzählung möglich wurde, unpraktisch genug, in kostbare Möbel und Rippes verwandelten; damit diese ganz sicher untergingen und damit nichts von ihnen gerettet werden konnte, schidten sie sie auf einem Dampfer erster Klasse voraus, nämlich auf Washington, Nr. 326 der Veritas, der mit Kupfer beschlagen, mit wasserdrichten Schotten versehen und bei der großen deutschen Seeverversicherungsgesellschaft Nereus für 400 000 Taler versichert war. Na! Herr und Frau Schloß reisten mit den Kindern auf dem besten Dampfer der White Star Line, Boston, der bei der großen Seever-

versicherungsgesellschaft Nereus (Grundfonds 10 000 000 Dollar) versichert war, und kamen in Liverpool an. Die Reise wurde fortgesetzt. Sie waren bis an die Spitze von Stagen gekommen. Das Wetter war natürlich auf dem ganzen Wege schön gewesen und der Himmel strahlend klar, aber gerade, als sie an die gefährliche Spitze von Stagen kamen, brach selbstverständlich der Sturm los; das Schiff wurde wrad; die Eltern, die ihr Leben versichert hatten, ertranken und garantierten dadurch den geretteten Kindern eine Summe von 1500 Pfund Sterling. Die Kinder waren darüber natürlich sehr erkrat und kamen bei guter Laune nach Hamburg, um sowohl Lebensversicherungssumme wie Elternerbe in Besitz zu nehmen. Man denke sich ihre Bestürzung, als sie die Nachricht erhalten, Washington sei vor vierzehn Tagen auf den Bänken von Dogger gescheitert; ihr ganzes Vermögen war unversichert zugrunde gegangen. Alles also nur die Lebensversicherungssumme. Sie eilten nach der Agentur der Gesellschaft. Man denke sich ihren Schreck, als sie hörten, daß die Eltern ihre letzte Prämie nicht bezahlt hatten, die gerade am Tage vor ihrem Tode — welches Schicksal — verfallen war! Die Kinder wurden hierüber sehr traurig und betrauert ihre Eltern bitter, die so tüchtig für sie gearbeitet hatten. Sie fielen sich weinend in die Arme und schwuren, daß sie hinfort stets ihre Sachen versichern und niemals veräußern würden, ihre Lebensversicherungssummen zu bezahlen.

Das mußte nun lokalisiert und schwedischen Verhältnissen angepaßt, lesbar gemacht, zu einer Novelle gefaßt werden; und mit der sollte er in die Literatur eintreten! Wiederum erwachte der Teufel des Hochmuts und flüsterte, er sei ein Lump, wenn er sich mit diesen Dingen abgebe; diese Stimme aber wurde bald von etper andern zum Schweigen gebracht, die aus der Wagengegend kam und von ungewöhnlich saugenden und stehenden Gefühlen begleitet war. Er trant ein Glas Wasser und rauchte eine neue Pfeife, aber das Anbehagen wurde größer; seine Gedanken wurden trüber; er fand sein Zimmer ungemütlich, die Zeit schien ihm lang und

einförmig zu sein; er fühlte sich matt und niedergeschlagen; alles kam ihm widrig vor; seine Gedanken waren fade und drehten sich um nichts andres als unangenehme Dinge, und gleichzeitig wurde die körperliche Anlust größer! Er fragte sich, ob er hungrig sei. Die Uhr war eins, und er pflegte nicht vor drei zu essen! Er untersuchte unruhig seine Kasse. Dreiunddreißig Pfennig! Also kein Mittagessen! Es war das erste mal in seinem Leben. Die Sorge hatte er noch nicht gehabt! Mit dreiunddreißig Pfennig aber brauchte man nicht zu hungern. Er konnte ja nach Brot und Bier schicken. Nein, das konnte er nicht, denn das ginge nicht, das paßte sich nicht! Selbst in den Milchladen gehen? Nein! Hingehen und leihen? Unmöglich; da war niemand, von dem er leihen mochte! Bei dieser Gewissheit raffte der Hunger wie ein losgelassenes wildes Tier und geriß ihn und geriß ihn und jagte ihn im Zimmer umher. Er rauchte die eine Pfeife nach der andern, um das Antier zu betäuben; es half aber nicht. Ein Tronmelwirbel war von Kasernenhof zu hören, und er sah, wie die Gardisten mit ihren kupfernen Behältern aufmarschierten, um ihr Mittag zu erhalten; es rauchte aus allen Schornsteinen, die er sah; die Mittagsglocke läutete auf dem Schiffshof; es zischte in der Küche des Nachbars, des Polizisten, und Bratengeruch drang durch die offene Flurtür und zu ihm hinein; er hörte das Gekirr von Messern und Tellern im Zimmer nebenan und wie die Kinder das Tischgebet sprachen; die Pfasterer unten auf der Straße schliefen fast ihren Mittagsschlaf auf den leeren Stühlen; er war so überzeugt davon, daß die ganze Stadt in diesem Augenblick Mittag aß; alle, nur er nicht! Und er wurde böse auf Gott. Da eilte ein klarer Gedanke durch sein Gehirn. Er nahm Ulrike Eleonore und den Schutengel, legte sie in ein Papier, schrieb Smiths Name und Adresse darauf und dann gab er dem Boten seine dreiunddreißig Pfennig. Da atmete er erleichtert auf, legte sich auf sein Sofa und hungerte mit Hochmut im Herzen.

(Fortsetzung folgt.)